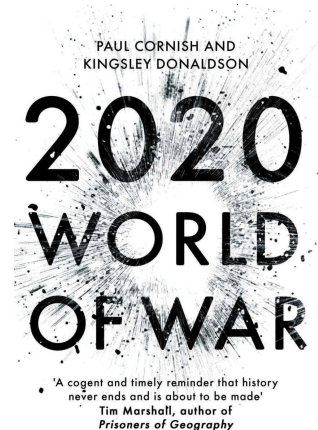


Nebeneffekt angesichts wichtigerer Probleme. Die USA sollten also ihre Präferenzen radikal ändern, meint Leah. Abrüstungsbefürwortern, dem Status quo verpflichteten Experten aber auch anderen intellektuellen Vertretern im Forschungsbereich internationale Beziehungen mag diese Empfehlung als indiskutabel und nicht hilfreich erscheinen. Aber ein nüchterner Umgang mit dem Thema ist angemessen. Leahs Ansatz ist nicht neu. Sie bezieht sich etwa auf Kenneth N. Waltz, den großen Neorealisten. Auch stützen die von Leah genannten Länder ihre Sicherheit längst auf nukleare Abschreckung. Im Vergleich dazu bleibt der Stellenwert von Kernwaffenkontrolle bei ihr gering.

Leahs Empfehlung mag als wenig realistisches Wunschdenken der anderen Art erscheinen, dessen analytische und normative Prämissen viele nicht ohne weiteres teilen werden (den Rezensenten eingeschlossen). Und doch geht man wohl nicht in die Irre mit einem „Erwartungshorizont“ (Reinhart Koselleck) für das 21. Jahrhundert, wonach nukleare Proliferation viel wahrscheinlicher ist als eine Welt ohne Nuklearwaffen. Ob das Interesse z. B. in Japan an nationaler Nuklearbewaffnung strukturell so groß ist (oder so groß wird) wie die Autorin insinuiert und ob dort eine Nuklearbewaffnung als ein Gewinn bewertet wird, der die enormen Risiken und Kosten eines solchen radikalen Politikwechsels in Tokio rechtfertigen würde, ist nicht selbsterklärend. Und hier ist die Geschichte wohl kein sicherer Ratgeber, wenn auch ein starker Indikator. Leah weist auf neue historische Forschungen zum Fall Japan etwa in den 1960er Jahren hin, die manchen überraschen werden, weil angerissen wird, in welchem Maße Überlegungen über eine japanische Nuklearbewaffnung eine Rolle gespielt hatten (S. 160 ff.). Speziell die US-Regierung Trump muss erst noch zeigen, dass ihre Politik in der Kontinuität der US-Nichtverbreitungspolitik seit 1945 steht. Als sicher kann dies nicht gelten. Trump selbst ist im Wahljahr 2016 mit ambivalenten Äußerungen hervorgetreten, in denen er überraschend dezidiert für alliierte nukleare Proliferation Stellung bezogen hatte. Und Leah zitiert den amtierenden *US Deputy Assistant Secretary of Defense for Strategy and Force Development*, Elbridge A. Colby. Dieser hatte vor seiner Amtszeit in der Nichtverbreitungsdebatte der analytischen *community* in den USA den Standpunkt vertreten, dass Amerika auch bei einem Versuch eines nicht-nuklearen US-Verbündeten, Nuklearmacht zu werden, NV-Politik nicht als „*summum bonum*“ der US-Politik missverstehen, sondern sein geopolitisches Allianzinteresse priorisieren solle (S. 169). Leah geht jedoch einen Schritt weiter als Colby und dieser Schritt erscheint gewaltig zu sein. Colby schien nämlich über einen Priori-

tätenkonflikt in einem hypothetischen und seitens der US-Regierung nicht (oder nicht ohne weiteres) angestrebten Fall nachzudenken, den herbeizuführen Leah den USA gerade empfiehlt.

Leah hat ein in vielerlei Hinsicht anregendes und immer wieder offen herausforderndes Buch vorgelegt, dessen Hauptargumente zu einer rigoroseren Diskussion über Erfolgsbedingungen und Implikationen nuklearer Abrüstung anregen sollten – und dies auch in Deutschland.



Paul Cornish, Kingsley Donaldson: 2020. World of War. London: Hodder & Stoughton, 2017. 298 Seiten. 20,90 Euro.

Besprochen von **Dr. Till Florian Tömmel**, wissenschaftlicher Mitarbeiter, Shanghai Jiaotong University, China.
E-Mail: till.toemmel@unibw.de.

<https://doi.org/10.1515/sirius-2018-0020>

Das Genre der strategischen „Zukunftshistorie“ hat in Großbritannien eine bis ins 19. Jahrhundert zurückgehende Tradition. Paul Cornish (Oxford University) und Kingsley Donaldson (Causeway Institute) widmen ihr Buch General John Hackett (1910–1997) und nehmen sich sein 1978 erschienenes Buch *The Third World War* zum Vorbild. Wie dieses entwickelt 2020: *World of War* pessimistische, aber realistische Szenarien, die im Jahr 2020 angesiedelt sind. Cornish und Donaldson bieten keine so detaillierten und teils schauerlichen Ausführungen wie der kriegsgediente Hackett, dem ein Großangriff des Warschauer Pakts auf die NATO als einziges Szenario vor Augen stand. In 2020 geht es nicht mehr um einen Weltkrieg zwischen zwei Machtblöcken, sondern um eine gleichermaßen interdependente wie fragmentierte Welt.

In ihrer Einleitung unterstreichen die Autoren, dass Szenarien keine Vorhersagen sind und nichts genau so

geschehen werde wie in den fiktiven Fallstudien. Doch Krisen-, ja Katastrophenszenarien dienen dem kognitiven Training und sollten einem bösen Erwachen aus selbstzufriedenem Optimismus vorbeugen. Wie Hackett vor vierzig Jahren schreiben Cornish und Donaldson in einer Gegenwart, in der das Vereinigte Königreich von inneren Problemen absorbiert ist, und wie damals geht es bei ihrer Krisen-Futurologie um eine Kritik der Gegenwart. Sie stören sich an der von ihnen wahrgenommenen strategischen Indifferenz von Politik und *Civil Service*: Die schnelle Verfügbarkeit einer Unmenge an Daten und vordergründigen Informationen hätten die Illusion genährt, man wisse heute so viel wie nie zuvor. Problematisch seien das parallel zur explodierenden Datenmenge abnehmende Urteilsvermögen und das Verschwinden strategischer Klugheit. Auch wenn die Autoren ausdrücklich auf die britischen Verhältnisse zielen, ist ihr Ansatz ohne weiteres auf andere europäische Staaten übertragbar.

Das erste Kapitel hält sich mit Szenarien noch zurück und beschreibt stattdessen konzipiert die gegenwärtigen Strategien und Methoden von Putins Russland. Die Ziele des Putin-Zirkels, denen seine Strategie diene, seien der Erhalt des von ihm geschaffenen autoritär-personalisierten Systems und die Restauration einer imaginierten ehemaligen Größe Russlands. Während Gorbatschow die Sowjetunion durch innere Reform retten wollte und damit ihren Zerfall beschleunigte, habe Putin den umgekehrten Ansatz gewählt: Statt durch Reformen, die eine schwer kontrollierbare Dynamik entfachen könnten, suche er seine Position durch eine manipulative Veränderung des externen „Ökosystems“ zu verbessern, in das Russland eingebettet ist. Wichtige Mittel auf dem Weg dorthin seien das Aufbrechen von EU- und NATO-Gemeinsamkeiten, die Einschüchterung von Russlands Nachbarn sowie die Kultivierung einer ideologischen Gegnerschaft zum liberalen Universalismus, sowohl im Innern als auch auf internationaler Bühne. Die Ukraine sei der wesentliche Testfall für Putins Strategie; eine stabile, pro-westliche und prosperierende Ukraine wäre für ihn ein *worst case* gewesen. Der Moskauer Führung ist es aber offenbar gelungen, die eigene Schwäche auf vielen Gebieten durch eine innovative Art der Kriegführung auszugleichen, die uneindeutig, hybrid und nicht-linear (im Russischen wird zumeist letztgenannter Ausdruck gebraucht) ist: Dabei sei ein neuartiges Amalgam aus Krieg und Frieden entstanden, in dem grundsätzlich alles zur Waffe werden könne.

Alle folgenden Kapitel spielen in der Zukunft: Im zweiten geht es um nicht-traditionelle Sicherheitsgefahren wie den Klimawandel, explosive demographische Trends, Ressourcenknappheit, Pandemien und Multi-resistenz. Das dritte Kapitel behandelt eine zukünftige

Konfrontation zwischen den USA und China; im hier gewählten Szenario nimmt Australien dabei eine zentrale Rolle ein. Zutreffen dürfte die Aussage, dass man in Peking die Trump-Präsidentschaft nach derzeitigem Stand der Dinge als Chinas zweiten „Moment strategischer Gelegenheit“ nach dem 11. September 2001 wahrnehme: Wiederum sei die US-Regierung nicht zu einer Konzentration auf Ostasien in der Lage; wahrscheinlich finde dagegen eine Selbstbeschädigung Amerikas statt, deren Nutznießerin – ihrer eigenen Logik nach – die Volksrepublik sein werde. Das vierte Kapitel handelt davon, wie ein IS-Ableger in Pakistan in den Besitz eines Atomsprengkopfes kommt und ultimativ den indischen Rückzug aus Kaschmir fordert. Indien und Pakistan geraten an den Abgrund einer nuklearen Konfrontation. Das fünfte Kapitel entwirft das Szenario von reihenweise implodierenden Staaten im arabischen Raum und dem Entstehen einer geschlossenen dschihadistischen Front in Nordafrika, die zum Großangriff auf Europa ansetzt.

Das sechste Kapitel ließ den Rezensenten etwas ratlos zurück. Es geht hier um ein multiples Krisenszenario, an dessen Ende ein verheerender Terroranschlag steht. In welchem Zusammenhang die einzelnen Vorkommnisse zueinander stehen, wird allerdings nicht recht ersichtlich und einige Handlungsstränge laufen unerklärt ins Leere. Hochinteressant liest sich hingegen das siebte Kapitel, das die Verwundbarkeit digitalisierter Infrastruktur beleuchtet. Während man in Whitehall über die neuen Gefahren diskutiert, kommt es zu einem massiven Cyberangriff auf London, der den britischen Sicherheitsapparat buchstäblich ins Dunkle wirft. Das Kapitel zeichnet eine in sehr naher Zukunft spielende Dystopie, in der sich die vernetzten Geräte von Londons *Smart Homes* in ferngelenkte Angriffswaffen auf lebenswichtige Infrastruktur verwandeln. Angriffe dieser Art haben keine zurechenbaren Urheber und können glaubhaft abgestritten werden. Gut gelungen und beunruhigend plausibel ist auch das achte Kapitel, das vom strategischen *Fall-out* des britischen Austritts aus der EU handelt. Das neunte Kapitel entwirft schließlich ein v. a. in Europa angesiedeltes Szenario, in dem mehrere weltpolitische Großbrände zusammenlaufen.

In ihrem Schlusswort unterstreichen die Autoren, dass gut ausgedachte *worst-case*-Szenarien nicht der Panikmache dienen sollten, sondern als Mittel, um die Mängel in der eigenen Vorsorge aufzudecken und zu beheben. Jede Sicherheitsstrategie müsse Überlegungen über die Zukunft anstellen, im vollen Bewusstsein, dass weder exakte Prognosen noch perfekte Planung möglich sind. Scheinargumente seien die bequemen Einwände „es kommt ja doch alles anders“ oder „heute ändert sich alles

so schnell, dass Strategie nicht mehr möglich ist“. Für eine Regierung, die ihre Verantwortung ernst nehme, seien Optimismus, professionelle Marketing- und Kommunikationsformen oder die Beschwörung eigener Werte kein Ersatz für Strategie.



Christopher Coker, Rebooting Clausewitz. On War in the 21st Century. London: Hurst, 2017. 212 S.

Besprochen von **Dr. Till Florian Tömmel**, wissenschaftlicher Mitarbeiter, Universität der Bundeswehr München.
E-Mail: till.toemmel@unibw.de.

<https://doi.org/10.1515/sirius-2018-0021>

Carl von Clausewitz' Schriften wurden wiederholt für obsolet erklärt, v. a. aufgrund sich wandelnder Formen und Technologien des Krieges. Dies hat nur wenig an der Wertschätzung geändert, die dem preußischen Kriegstheoretiker insbesondere in den angloamerikanischen *Strategic Studies* entgegengebracht wird. Auch Christopher Coker, Professor an der London School of Economics and Political Science, spricht Clausewitz' Strategie- und Kriegstheorie zeitlose Qualität und einen so hohen Reflexionsgrad zu, dass sie selbst unter fundamental gewandelten Bedingungen ihre analytische Kraft nicht verliere.

Rebooting Clausewitz richtet sich nicht an Clausewitz-Fachleute, sondern an Studienanfänger, denen der Einstieg in eine etwas sperrige Thematik erleichtert werden soll. Auch wer zu keiner der beiden Gruppen gehört (wie der Rezensent), wird aus der Lektüre großen Gewinn und einiges Lesevergnügen ziehen. Cokers Buch ist ein Plädoyer, das rundum überzeugt.

Es besteht aus sechs Kapiteln, drei davon sind Essays: Eines über Clausewitz als Repräsentanten einer bestimmten Epoche, die er jedoch intellektuell transzendierte, das zweite über eine rückblickende Interpretation Clausewitz' durch das Prisma von Darwins Evolutionstheorie und ein drittes über die rhetorische Frage: *If not Clausewitz then who?* Die anderen Kapitel bestehen aus fiktionalen Dialogen, für die Coker Clausewitz in der Gegenwart auftreten lässt: vor Kadetten der US-Militär-

akademie in Westpoint, um über die Bedeutung von Theorie vorzutragen; in einer fiktiven Denkfabrik in Washington zu einer Diskussion über Strategie; schließlich im *Military History Circle* in London, um über den Sinn der Befassung mit Militärgeschichte zu debattieren.

In Sachbüchern sind kontrafaktische Betrachtungen und erst recht fiktionale Elemente ein sehr schmaler Grat, von dem sich die meisten seriösen Autoren aus guten Gründen fernhalten. Coker gelingt es jedoch bravourös, den Sinn der fortdauernden Beschäftigung mit Clausewitz dadurch zu demonstrieren, dass er ihn in neue und teils überraschende Zusammenhänge stellt, mit viel feiner Ironie. Der Text ist voller Querverbindungen zu einem breiten Spektrum an Disziplinen. Man lernt nebenbei vieles Interessante; in einigen Passagen wäre auch durch etwas weniger Information und eine konzisere Darstellung nichts verloren gegangen.

Das Buch hebt die Aktualität von Clausewitz in ihren vielen Facetten hervor, etwa seine kritische Betrachtung einer einseitigen Dominanz instrumenteller Rationalität im Krieg, der „Algebra des Handelns“. Auch hat Clausewitz im Gegensatz zu einem verbreiteten Vorurteil einiges über irreguläre und asymmetrische Kriegführung durch nicht-staatliche Akteure zu sagen. Ihm stand dabei u. a. die antinapoleonische Guerilla in Spanien (1808–1814) vor Augen, der der „kleine Krieg“ seinen Namen verdankt. Coker verweist auf Parallelen zum Irakkrieg seit 2003, sowohl in den großen Zusammenhängen als auch im taktischen Detail. Wie das US-Militär im Zweistromland sah sich die *Grande Armée* auf der Iberischen Halbinsel mit einem erbitterten, nicht unwesentlich von der Geistlichkeit ermunterten „Volkskrieg“ gegen eine modernistische und technologisch überlegene Besatzungsmacht konfrontiert. Spanien wurde durch den Krieg auf Jahrzehnte hin unregierbar; ähnlich ergeht es wohl dem Irak.

Bei seinem Auftritt in Washington lässt Coker Clausewitz die unstrategische Kultur des US-Militärs und der amerikanischen Führung kritisieren: Alles taktische und operative Geschick werde wertlos, wenn die sie überwölbenden Strategien und politischen Zwecke inkohärent, aberwitzig oder ganz abwesend sind. Technologische Überlegenheit könne weder eine schlechte oder fehlende Strategie noch das Nicht-Verstehen des Kriegsgegners kompensieren. Wer sich zum Krieg entscheidet, müsse genau wissen, welcher politische Zweck damit erreicht werden soll und wie dieser durch den Krieg zu erreichen ist. Was eigentlich banal klingt, ist nicht selbstverständlich: Die amerikanischen Kriegsziele in Vietnam, Afghanistan und dem Irak (2003) waren alles andere als eindeutig oder frei von Zielkonflikten. Anders sah es im Golfkrieg von 1990/91 aus.